

Verhältnis von Altem und Neuem Testament: Inst. 2.10

Predigttext: Hebräerbrief 11,8–16

Altes und Neues Testament: In welchem Verhältnis stehen sie zueinander? Wurde das Alte Testament vom Neuen überholt, kommt es in ihm zur Erfüllung, oder steht es eigenständig neben ihm? Was bedeutet es, dass das Alte Testament, die hebräische Bibel, nicht nur unsere Glaubensschrift, sondern auch diejenige des Judentums ist? Und ist es überhaupt richtig, von Altem und Neuem Testament zu sprechen, oder reden wir angemessener von Erstem und Zweitem Testament?

Solche Fragen und noch einige mehr, liebe Gemeinde, stellen sich ein, wenn wir über das Verhältnis von Altem und Neuem Testament nachdenken. Die Fragen sind so alt wie das Neue Testament, das ja – wie mich kürzlich ein Jugendlicher belehrte – auch nicht mehr ganz neu ist.

Bereits am Ursprung des Christentums, zu Beginn des 2. Jahrhunderts, behauptete ein gewisser Marcion, das Evangelium von Jesus Christus, das den Gott der Liebe verkündige, habe nichts mit dem bösen Schöpfergott zu tun, von dem in den Schriften der Tora und der Propheten die Rede sei. Dieser Marcion stellte eine eigene Bibel zusammen. Sie enthielt die Paulusbriefe und ein bereinigtes Evangelium, das ohne Zitate aus dem Alten Testament auskam. Unsere Evangelien verweisen ja auf jeder Seite auf Textstellen aus dem Alten Testament.

Die Kirche brach mit Marcion, und sie legte nun ihrerseits fest, welche Schriften für ihre Gemeinden verbindlich sein sollen. Denn bis anhin hatte es noch keine Bibel mit fest definiertem Inhalt gegeben. Es blieb auch noch eine Zeit lang strittig, welche Briefe und Evangelien ins Neue Testament aufgenommen werden sollten. Fest stand jedoch von Anfang an, dass die Schriften des Alten Testaments als vollgültiges Gotteswort fester Bestandteil des biblischen Kanons sind.

Dennoch wurde in der Geschichte des Christentums das Alte Testament gegenüber dem Neuen immer wieder abgewertet, und Hand in Hand mit solcher Abwertung ging jeweils die Diffamierung des Judentums bis hin zur Schoa im letzten Jahrhundert.

Aus der schrecklichen Erfahrung des Holocaust erwuchs seit etwa 1960 ein jüdisch-christlicher Dialog, und in diesem Dialog rückte unter anderem auch die Diskussion um das Alte Testament in ein neues Licht. Auf christlicher Seite schärfte sich das Bewusstsein, dass dieselben Schriften des Alten Testaments, die wir als Zeugnisse unserer christlichen Glaubenserfahrung lesen, gleichzeitig für Jüdinnen und Juden das Fundament ihres jüdischen Glaubens sind. Das Ziel des jüdisch-christlichen Dialogs ist es, diese Gleichzeitigkeit zu respektieren und zu reflektieren, sich über die verschiedenen Lesarten auszutauschen, Gemeinsames zu entdecken und aus Unterschieden zu lernen.

Zur Zeit von Johannes Calvin gab es noch keine interreligiösen Dialoge in modernem Sinn. Im Gegenteil, in dieser Zeit hatten die Christen den Antijudaismus geradezu verinnerlicht. Allerdings gab es einzelne Anhänger der Reformation, die einen freundlichen Umgang mit den Juden forderten. So der Strassburger Reformator Wolfgang Capito und der Basler Theologieprofessor Martin Borrhaus.

Calvin liegt irgendwo im Mittelfeld. Er betreibt keine antijüdische Propaganda wie viele seiner reformierten Zeitgenossen, sondern er warnt vor einer Überheblichkeit der Christen. Aber in seinen Schriften äussert er selbst sich dennoch immer wieder abfällig über die Juden. So auch am Ende des 10. Kapitels aus dem 2. Buch der Institutio, das heute an der Reihe ist. Da heisst es: „Denn darin offenbarte sich Gottes gerechtes Gericht, dass ein Volk, welches das dargebotene Himmelslicht verschmäht und sich deshalb freiwillig in die Nacht des Irrtums begeben hat, nun mit Blindheit geschlagen ist.“

Gerade weil Calvin das Alte Testament hochschätzt und in ihm die Botschaft des Neuen Testaments bereits verkündigt sieht, kann er nicht verstehen, weshalb Jüdinnen und Juden nicht an Christus glauben. Sie sind mit Blindheit geschlagen, das ist seine Folgerung. Im jüdisch-christlichen Dialog, der heute zum Glück stattfindet, wird nicht übereinander geurteilt wie zu Calvins Zeit, sondern hören Menschen einander zu, respektieren die unterschiedlichen Haltungen und lernen voneinander.

Die verurteilenden Bemerkungen, die ich vorher zitierte, schreibt Calvin am Schluss des Kapitels. Er kann nicht akzeptieren, dass Juden die Schriften des Alten Testaments anders verstehen, als er es soeben auf mehreren Seiten dargelegt hat, und so holt er am Schluss zu einem Seitenhieb gegen die jüdische Religion aus. Auf den vorausgehenden Seiten entfaltet er die These, dass „der Bund mit den Vätern [...] im Wesen und in der Sache von dem unsrigen nicht zu unterscheiden [ist], sondern ein und dasselbe“ sei.

Was für Calvin am Alten und Neuen Testament ein- und dasselbe ist, das ist die Hoffnung. Über die Hoffnung werden heute im jüdisch-christlichen Dialog interessante und offene Gespräche geführt. Dass Calvin in

diesem Kapitel etwas erarbeitet, was durchaus in einen Dialog führen könnte, ermöglicht es mir meinerseits, den Dialog mit Calvin nicht abubrechen, sondern über diese Seiten der Institutio zu predigen.

Die Hoffnung, um die es Calvin geht, ist eine Hoffnung, die hofft, wo alles hoffnungslos ist: Das Schlimme, das auf Erden geschieht, wird nicht das letzte Wort haben, Gott wird einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen. Der Glaube, dass Gott das Gute schafft, dass wir mitten im Elend getragen sind von seiner schöpferischen Kraft, diese Zuversicht und Hoffnung verbindet Altes und Neues Testament. Oder wie Calvin auch sagt: es ist der Blick und sind die Gedanken, die nicht an der Erde hängen- oder sogar klebenbleiben, sondern sich zum Himmel heben.

Calvin findet diese Hoffnung gegen alles Hoffnungslose in den verschiedenen Schriften des Alten Testaments: Bei Hiob, der mitten in tiefster Verzweiflung davon überzeugt ist, dass sein Erlöser lebt. In den Psalmen, wenn es heisst: „Nun Gott, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf Dich!“ (Ps 39,8) Bei den Propheten, die verheissen, dass Gottes Gerechtigkeit kein Ende haben wird (Jes 51,6).

Und Calvin findet die Hoffnung auch bei den heiligen Vätern, bei Abraham, Isaak und Jakob. Er orientiert sich dabei an der Textpassage aus dem Hebräerbrieft, die wir in der Lesung hörten und die vom wandernden Gottesvolk erzählt; wie Abraham, Sarah, Isaak und Jakob unterwegs sind ins Land der Verheissung und auf die Stadt mit den festen Fundamenten warten. Im letzten Vers heisst es: „Nun aber strecken sie sich aus nach einer besseren Heimat, nämlich nach der himmlischen. Darum schämt sich Gott ihrer nicht und lässt sich ihr Gott nennen; er hat ihnen ja eine Stadt bereitet.“ (Hebr 11,16)

In Anlehnung daran beschreibt Calvin, wie die Väter mitten in ihrem geplagten Leben ihre Hoffnung unbeirrt auf Gott setzten. Die Passagen aus der Institutio muten allerdings eher heiter an. Denn Calvin setzt alles daran, herauszustellen, wie unglücklich es den Vätern in ihrem Leben ergangen ist, um so ihre feste Hoffnung herauszustreichen.

Noah zum Beispiel „brachte ein gut Teil seines Lebens in mühevoller Arbeit damit zu, die Arche zu erbauen, während um ihn herum die ganze Welt unbekümmert ihren Freuden lebte“, schreibt Calvin. „Dass er dem Tode entging, brachte ihm mehr Not und Mühe, als wenn er tausendmal dem Tode verfallen gewesen wäre! Denn seine Arche war ihm ja durch zehn Monate hindurch geradezu ein Grab – und dann befand er sich auch in einer wahrhaft peinvollen Lage mitten unter dem Unflat der Tiere.“

Jakob ist nach Calvin sogar „das Urbild furchtbarsten Elendes“. Auch hier skizziert er das Leben des Erzvaters in einer ungewohnten Perspektive. Nur ein kurzer Abschnitt aus diesem Beschrieb, noch einmal zur Erheiterung. Calvin schreibt über Jakobs Leben bei Laban, wo er für die Töchter Lea und Rahel zweimal sieben Jahre dienen muss: „Zwanzig Jahre trägt er dies harte Leben, und alle Tage erlaubt sich sein Schwiegervater neue Ungerechtigkeiten gegen ihn. Auch zu Hause hat er keine Ruhe: Seine Weiber zerreißen und zerstören ihm mit Hass und Streit und Eifersucht das ganze Hauswesen.“

Calvin malt das Elend im Leben Jakobs in den dunkelsten Farben aus, um dann zu folgern, dass Jakob „seine Hoffnung nicht an das Irdische geheftet hat“, sondern ganz auf Gott vertraute. Wenn ich die Geschichte Jakobs lese, bleibe ich an anderen Stellen hängen als an denen, die Calvin zitiert. Wichtig ist mir zum Beispiel der Traum von der Engelsleiter und Gottes Verheissung: „Siehe ich bin mit dir und will dich behüten, wo immer du hinziehst“ (Gen 28,15).

Obwohl ich mit einem anderen Blick als Calvin die Jakobsgeschichte lese, gehe ich doch mit ihm einig, dass es die Hoffnung ist, die die Jakobsgeschichte und die Christusgeschichte, ja die beiden Testamente miteinander verbindet. Das Verbindende ist die Hoffnung, dass Gott mit uns ist, wo immer wir auch sind, dass seine schöpferische Kraft auch das Schwierige und Elende im Leben trägt – und verwandelt.

Die Hoffnung auf diese Verwandlung ist keine bloss abwartende, sondern in dieser Hoffnung erfahren wir selbst eine Verwandlung. „Nun aber strecken sie sich aus nach einer besseren Heimat, nämlich nach der himmlischen“, heisst es im Hebräerbrieft. Und dieses Sich-Ausstrecken scheint ein Lieblingsbegriff von Calvin zu sein. Der hoffende Mensch streckt sich aus nach Gott, streckt sich aus nach dem Guten, streckt sich aus nach der Liebe. Wer sich ausstreckt, erhascht etwas, was nahe ist, und kann es anderen erfahrbar machen. Die bessere, himmlische Heimat wird hier und jetzt greifbar.

Der Himmel, der kommt, grösst so den Himmel, der ist, wie es im ergreifenden Liedtext von Kurt Marti heisst: Der Himmel, der kommt, das ist die Welt ohne Leid, wo Gewalttat und Elend besiegt sind.

Der Himmel, der kommt, das ist die fröhliche Stadt und der Gott mit dem Antlitz des Menschen.

Der Himmel, der kommt, grösst schon die Erde, die ist, wenn die Liebe das Leben verändert.

Sonntag, 29. März 2009

Esther Straub